
Fertilitätshemmnis „Familialismus“?

Versuche, die niedrige Fertilität in Deutschland zu erklären, auf dem Prüfstand



II.1 Geburtenmangel durch Kinderlosigkeit? Fertilität und Kinderlosigkeit im historischen und internationalen Vergleich

Grundlegend für die Enttabuisierung des Pronatalismus wie für den familienpolitischen Paradigmenwechsel war das von Sandra Gruescu und Bert Rürup verfasste Gutachten „Nachhaltige Familienpolitik“ (2003). Nachhaltigkeit ist darin definiert durch eine höhere Geburtenrate bei einer zugleich stärkeren Frauenerwerbsbeteiligung. Geburtenzahl und Erwerbstätigkeit werden von Rürup und Gruescu – unter Verweis auf skandinavische Länder – als sich nicht widersprechende, sondern ergänzende Ziele aufgefasst. Als Ursache für das niedrige Geburtenniveau in Deutschland sehen sie die verbreitete Kinderlosigkeit an. Im Zeitvergleich rekurren sie darauf, dass in den alten Bundesländern seit über 30 Jahren eine Zunahme der Kinderlosigkeit zu beobachten sei, während die dauerhafte Kinderlosigkeit in Ostdeutschland erst seit 20 Jahren steige. Dagegen sei der Anteil der Frauen mit zwei Kindern konstant geblieben bzw. „im Osten sogar angestiegen“ und legten so nahe, dass die Kinderlosigkeit für den Rückgang verantwortlich sei. Im europäischen Querschnittsvergleich konstatieren die Autoren für westdeutsche Frauen (bezogen auf den Geburtsjahrgang 1955) die höchsten Kinderlosenanteile (22 %) und zugleich die geringste durchschnittliche endgültige Kinderzahl. Daraus ziehen sie den Schluss, dass die unterdurchschnittliche mittlere Kinderzahl in Deutschland „in erster Linie in dem hohen Anteil kinderloser

Frauen“ begründet sei¹. In einem Essay spitzten die Autoren diese These später zu: „In Deutschland ist Kinderlosigkeit das eigentliche demographische Problem“².

In ihrem Gutachten belegen B. Rürup und S. Gruescu substantiiert den Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Kinderlosigkeit in Deutschland. Aus ihrer Darstellung geht aber auch hervor, dass ein höherer Kinderlosenanteil keine deutsche Besonderheit ist. Ausdrücklich weisen sie darauf hin, dass auch in Finnland, den Niederlanden und Großbritannien das Ausmaß der Kinderlosigkeit „überdurchschnittlich“ hoch ist. Zugleich geht aus ihren Daten hervor, dass diese Länder im Vergleich zu Deutschland deutlich höhere endgültige Kinderzahlen je Frau (Kohortenfertilität) aufweisen. Dies gilt insbesondere für Großbritannien, das unter den dargestellten zwölf EU-Ländern – praktisch gleichauf mit dem „drittplatzierten“ Schweden – die vierthöchste Kohortenfertilität aufweist. Auch zeigen die Daten bei den kinderreichen Frauen mit vier und mehr Kindern größere Unterschiede zwischen den Ländern als bei den Anteilen Kinderloser. Darauf gehen S. Gruescu und B. Rürup aber ebenso wenig ein wie auf das Geburtenniveau in Ostdeutschland: Die Fertilität der betrachteten Kohorten ist dort zwar höher als in Westdeutschland, aber (bezogen auf die 1955 geborenen Frauen) niedriger als in den anderen EU-Ländern (außer Italien). Zugleich geht aus den dargestellten Daten hervor, dass die Kinderlosigkeit in dieser Kohorte in Ostdeutschland mit nur 6 Prozent (!) die niedrigste aller (!) betrachteter Länder ist³. Angesichts dieser Daten ist nicht nachvollziehbar, warum die Kinderlosigkeit der zentrale Grund für das niedrige Geburtenniveau in Deutschland sein sollte. Auch die These vom Anstieg der Kinderlosigkeit als Ursache für den Rückgang der Kohortenfertilität im Zeitvergleich vermag nicht zu überzeugen. Die Argumentation, dass mindestens vier Fünftel der Mütter auch ein zweites Kind bekommen, lässt die Entwicklung dritter und weiterer Geburten außer Betracht.

Weiter führen in dieser Hinsicht Analysen von H. Bertram, N. Ehlert und W. Rösler zu den Bestimmungsgründen der „Fertilitätsverhältnisse“ im Vergleich USA – Frankreich – Deutschland – Finnland: Nach ihren Auswertungen lag der Anteil der Frauen mit einem Kind in Deutschland, den USA und Finnland auf einem vergleichbaren Niveau, die Anteile der Frauen mit zweiten Kindern waren in Deutschland etwas, die der Frauen mit dritten und weiteren Kindern deutlich geringer. Die höheren Geburtenraten in Finnland und den USA konnten also nicht in einer niedrigeren Kinderlosigkeit begründet sein, sondern waren vor al-

1 Bert Rürup/Sandra Gruescu: Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung, a. a. O., S. 12–13.

2 Sandra Gruescu/B. Rürup: Nachhaltige Familienpolitik, a. a. O., S. 3–4.

3 Vgl.: Bert Rürup/Sandra Gruescu: Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung, a. a. O., Tabellen 2 und 3.

lem durch den höheren Anteil dritter und weiterer Geburten bedingt. Die niedrigste Kinderlosigkeit der betrachteten Länder wies Frankreich auf. Der Anteil kinderreicher Mütter war dort etwas geringer als in den USA, aber fast doppelt so hoch wie in Deutschland. Die höhere Geburtenziffer in Frankreich ließ sich also sowohl auf mehr Erstgeburten als auch auf mehr dritte und weitere Geburten zurückführen⁴. Über den zeitpunktbezogenen Ländervergleich hinaus wiesen diese Befunde darauf hin, dass vor allem der Schwund kinderreicher Familien für den Geburtenrückgang in Deutschland wie in anderen Industrieländern seit den 60er Jahren ursächlich sei.

Diese Analysen vertieft der 7. Familienbericht: Unter Verweis auf Rürup und Gruescu stellt er fest, dass „in der deutschen Diskussion vor allem die Kinderlosigkeit für den Rückgang der Zahl der Kinder verantwortlich gemacht“ wird. Demographen der Vereinten Nationen gingen davon aus, dass für die niedrige Fertilität „in hoch entwickelten Industrieländern vor allem der Rückgang der Familien mit drei und mehr Kindern verantwortlich ist“. Untersucht man die Bundesrepublik, Frankreich, Schweden, Großbritannien, Dänemark und die Niederlande auf der Basis von Geburtskohorten, zeige sich, dass

„der Geburtenrückgang in diesen Ländern im Wesentlichen auf den deutlichen Rückgang der Vier- und mehr-Kinderfamilien zurückzuführen ist und in Deutschland die deutlich zunehmende Kinderlosigkeit bisher nur einen geringen Effekt auf die Zahl der geborenen Kinder hat“⁵.

Sie bestätigen damit frühere Analysen von Karl Schwarz: Nach seinen Berechnungen begann der zunehmende Verzicht auf dritte und weitere Kinder bereits in den 1960er Jahren. Ein Teil des „Geburtenbooms“ um 1960/69 sei „sehr bald durch weniger Kinder im höheren Alter nach 1970 ausgeglichen“ worden⁶. Schon in den 70er Jahren hatte Schwarz dargestellt, dass die Zahl dritter und weiterer Kinder nach 1966 wesentlich stärker zurückgegangen war als die erster und zweiter Ge-

4 Hans Bertram et al.: Zeit, Infrastruktur und Geld: Familienpolitik als Zukunftspolitik, a. a. O., S. 7. Aus den Daten der statistischen Ämter errechneten Bertram und Mitarbeiter die folgenden Geburtenraten nach Paritäten: USA (0,8, 0,7, 0,5); Frankreich (0,9, 0,7, 0,4); Finnland (0,7, 0,6, 0,5); Deutschland (0,8, 0,5, 0,2). Ebd.

5 Vgl.: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht, Bundestagsdrucksache 16/1360, S. 20.

6 Karl Schwarz: 100 Jahre Geburtenentwicklung, S. 481–491, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 22. Jg. Heft 4/1997, S. 486.

burten⁷. Der Rückgang erster und zweiter Geburten war zudem maßgeblich auf „Timing-Effekte“, d. h. auf den Aufschub von Geburten in ein höheres Lebensalter zurückzuführen. Rückblickend stellte Schwarz Ende der 1990er Jahre fest, dass die Geburtenhäufigkeit in 60er und 70er Jahren („nach der Nachkriegsgeneration“) fast um die Hälfte gesunken sei, während die Kohortenfertilität nur um etwas über ein Viertel abgenommen habe⁸. Diesen Fertilitätsrückgang führt er „neben der gewachsenen Kinderlosigkeit“ vor allem darauf, dass „aus vielen Gründen nur noch wenige Menschen bereit sind, sich für eine Familie von mehr als zwei Kindern zu entscheiden“⁹. Im Zeitvergleich ist K. Schwarz zufolge der Schwund kinderreicher Familien zentral für das niedrige Geburtenniveau in Deutschland, die Kinderlosigkeit kommt als weiterer verstärkender Faktor hinzu.

Dieser Analyse scheint es zunächst zu widersprechen, wenn das Statistische Bundesamt mitteilt, dass für die niedrige Geburtenrate „aktuell vor allem die hohe Kinderlosigkeit verantwortlich“ sei¹⁰. Nach seinen Berechnungen ist der fortgesetzte Rückgang der Kohortenfertilität bei den nach 1946 geborenen Frauen ist vor allem auf den Anstieg der Kinderlosigkeit zurückzuführen. Gleichwohl bleibt aber festzuhalten, dass der stärkste Rückgang der Kohortenfertilität von etwa 2,2 auf 1,8 Kinder je Frau schon in den Jahrgängen der 1935 und 1946 geborenen Frauen stattgefunden hat. Danach geht die Kohortenfertilität langsamer auf ca. 1,6 bei den um 1960 geborenen Frauen zurück¹¹. Daraus folgt, dass etwa zwei Drittel des (bis jetzt nachvollziehbaren) Rückgangs der Kinderzahlen seit den Geburtsjahrgängen der 1930 Jahre auf den Rückgang von Mehrkinderfamilien zurückzuführen sind, ein weiteres Drittel ist durch die steigende Kinderlosigkeit bedingt. Der Rückgang der kinderreichen Familien bleibt die Hauptursache des Geburtenrückgangs, ein Sachverhalt den auch Franz-Xaver Kaufmanns übergeht, wenn er die „Verbreitung der Kinderlosigkeit“ die „wichtigste Ursache für den Nachwuchsmangel in Deutschland“ nennt¹².

7 Vgl.: Karl Schwarz: Bevölkerungsrückgang: neue Qualität gesellschaftlicher Probleme, S. 39–62, in: Warnfried Dettling (Hrsg.): Schrumpfende Bevölkerung – Wachsende Probleme? a. a. O., S. 39–40.

8 Siehe: Karl Schwarz: 100 Jahre Geburtenentwicklung, a. a. O., S. 487.

9 Ebd., S. 481.

10 Statistisches Bundesamt: „Mikrozensus 2008 – Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland“, Statement von Präsident Roderich Engler bei der Pressekonferenz am 29. Juli in Berlin, Wiesbaden 2009, S. 3.

11 Vgl.: Statistisches Bundesamt: „Mikrozensus 2008 – Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland“ a. a. O., S. 2–4, Schaubilder 1 und 2.

12 Kaufmann ist selbstverständlich bekannt, dass für die „Entwicklung des generativen Verhaltens seit 1965“ „zunächst der Rückgang der kinderreichen Familien ins Gewicht“ fällt. Zu dem „extremen Geburtenrückgang um fast 50 % zwischen 1965 und 1975“ sei es jedoch „infolge von Überlagerungen“ gekommen, weil bei den zwischen 1940 und 1950 geborenen

Die 2008/2009 vom Statistischen Bundesamt veröffentlichten Auswertungen des Mikrozensus zeigen allerdings, dass der Anteil kinderloser Frauen in der Kohorte der 1962–1971 geborenen Frauen bei 23 Prozent liegt. Da heute auch zwischen dem 35. und 40. Lebensjahr noch erste Kinder von Frauen geboren werden, dürfte dieser Anteil sogar noch etwas sinken. Zwar ist es nicht auszuschließen, dass sich in den folgenden nach 1970 geborenen Kohorten dieser Anteil erhöht, frühere Schätzungen von H. Birg, die für die Alterskohorte der um 1970 Geborenen einen Anteil von etwa 30 Prozent kinderloser Frauen prognostizierten, sind aber überholt. Aufschlussreich ist der Vergleich der Mikrozensus-Ergebnisse mit Daten des US-Census-Bureau: In der Kohorte der 1960–1964 geborenen Frauen liegt der Anteil kinderloser Frauen in den USA bei 19,3 %. Dieser Anteil variiert dabei erheblich je nach ethnischer Zugehörigkeit: Für die Geburtsjahrgänge 1962–1966 weisen die Daten des US-Census-Bureau für die „weiße“ Bevölkerung einen Anteil von 22,5 % kinderloser Frauen aus, unter den aus Asien stammenden Frauen liegt er bei 18,1 % den Afroamerikanerinnen bei 16,4 % und den hispanischen Frauen bei 14,4 %. Mangels entsprechend aufbereiteter Daten lassen sich leider nicht exakt dieselben Geburtskohorten in Deutschland und den USA vergleichen. Die Ergebnisse des Mikrozensus und des US-Census-Bureau zeigen aber, dass sich die Anteile kinderloser Frauen in Deutschland und den USA nur wenig unterscheiden: Der Kinderlosenanteil der 1952–1961 in Deutschland geborenen (19 %) entspricht dem der zwischen 1960 und 1964 in den USA geborenen Frauen (19,5 %). Der Kinderlosenteil in der US-Kohorte der 1960–1964 (19,5 %) entspricht fast exakt dem der deutschen Kohorte der 1962–1966 Geborenen (20 %). Der Anteil der Kinderlosen unter den „weißen“ Frauen in den USA erreicht schon in der Kohorte der 1960–1964 (22,5 %) fast das Niveau der durchschnittlich jüngeren deutschen Kohorte der 1962–1971 geborenen Frauen (23 %)¹³. Das Niveau der Kin-

Frauen auch die Geburten niedrigerer Ordnung zurückgingen. Die Kinderlosigkeit sei stark angewachsen, so dass für den Jahrgang der 1970 geborenen Frauen voraussichtlich jede dritte kinderlos bleiben werde. Grundlage für Kaufmanns Argumentation sind Berechnungen von Birg und Flöthmann, die jedoch zeigen die Verbreitung der Kinderlosigkeit überschätzt haben. Vgl.: Franz-Xaver Kaufmann: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt 2005, S. 127–129. Tatsächlich sind 26 Prozent der zwischen 1969 und 1973 geborenen Frauen kinderlos – angesichts des Trends zu späteren Geburten dürfte sich dieser Anteil sogar noch etwas verringern. Siehe „Schaubild 2 Mikrozensus 2008 – Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland“ a. a. O., S. 4.

- 13 Statistisches Bundesamt: Geburten und Kinderlosigkeit in Deutschland, Bericht über die Sondererhebung 2006, „Geburten in Deutschland“, Wiesbaden 2008, S. 56; für den Kinderlosenanteil der Kohorte der 1962–1966: Olga Pöttsch/Bettina Sommer: Generatives Verhalten der Frauenkohorten im langfristigen Vergleich, S. 377–396, in: Statistisches Bundesamt: Wirtschaft und Statistik 5/2009, S. 384./U.S. Census Bureau (Hrsg.): The Fertility of American Women in 2004, Figure 1, Table 1.

derlosigkeit in Deutschland und den USA unterscheidet sich also kaum, die Unterschiede im Fertilitätsniveau sind demnach fast ausschließlich auf die Häufigkeit dritter und weiterer Geburten zurückzuführen. Das Niveau der Kinderlosigkeit in Deutschland ist also weltweit keineswegs „einmalig“, ihn einen „demographischen Weltrekord“ (H. Birg) zu nennen, ist zumindest überzeichnet.

Die Fertilitätsdifferenzen innerhalb der Industrieländer lassen sich generell kaum plausibel durch das Ausmaß an Kinderlosigkeit erklären. Exemplarisch zeigt dies der Vergleich zwischen den USA einerseits und Ostdeutschland und anderen Staaten des früheren „Warschauer Blocks“ andererseits: Trotz niedrigerer Kinderlosigkeit bleibt in diesen Regionen die Fertilität weit hinter den USA mit ihren größeren Anteilen kinderreicher Familien zurück¹⁴. Insgesamt lassen sich also die Unterschiede in den Geburtenraten zwischen Industrieländern nur zu geringeren Teilen durch die unterschiedliche Häufigkeit von Kinderlosigkeit erklären. Im zeitpunktbezogenen Vergleich (westlicher) Industrieländer ist die Häufigkeit von Mehrkinderfamilien eindeutig die wichtigere Determinante der Fertilität. Für das Verständnis des Geburtenniveaus ist es wichtig immer zwischen dem zeitpunktbezogenen Länder- und dem historischen Zeitvergleich zu unterscheiden. Beide Herangehensweisen zeigen jedoch übereinstimmend, dass „die Geburtenentwicklung in Deutschland im Wesentlichen durch das Verschwinden der Mehrkinderfamilie geprägt“ ist¹⁵.

II.2 Opportunitätskosten und Investition in Humankapital – die niedrige Fertilität in Deutschland aus der Sicht der Vordenker der „nachhaltigen Familienpolitik“

Der Fokus, den Rürup/Gruescu auf die Kinderlosigkeit legen, ist aus ihrem theoretischen Ansatz heraus zu verstehen. Ihre Sichtweise reduziert die Entscheidung für/gegen Kinder bewusst „auf ein Kosten-Nutzen-Kalkül“. Sie beanspruchen damit, nicht die „gesamte Realität“ abzubilden, aber einen zentralen Aspekt zu erfassen. Schließlich seien Argumente, die gegen eine Familiengründung sprechen, häufig ökonomisch motiviert, so dass „rationale Gründe eine nicht unwesentliche Rolle spielen“¹⁶. Sie räumen ein, dass auch nicht-ökonomische Motive als Gründe

14 Zu den niedrigen Anteilen kinderloser Frauen in Mitteleuropa: Jürgen Dorbritz: Kinderlosigkeit in Deutschland und Europa – Daten, Trends und Einstellungen, S. 359–407, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 4/2005, S. 387 (Abb. 8).

15 Hans Bertram: Die Mehrkinderfamilie in Deutschland, a. a. O., S. 5.

16 Sandra Gruescu/Bert Rürup: Nachhaltige Familienpolitik, a. a. O., S. 3.

gegen Kinder eine wichtige Rolle spielen können. Diese nicht-ökonomischen Motive gelten aber offenkundig als weniger „rational“ und damit implizit auch als intersubjektiv schwieriger nachvollziehbar. Dies wiederum legt es nahe, diese „irrationalen“ Motive wissenschaftlich und praktisch-politisch als nachrangig zu betrachten.

Die aus ökonomischer Sicht gegen eine Familiengründung sprechenden Argumente erfassen sie unter dem Begriff „Opportunitätskosten“. Unter diesen Kosten verstehen sie sowohl das durch den Verzicht auf Erwerbstätigkeit entgangene Einkommen und die damit verbundenen Rentenansprüchen als auch „Geldsummen, die man nicht anderweitig verwenden kann, da Aufwendungen für Kinder notwendig sind“¹⁷. Die letzteren Geldsummen werden von anderen Autoren als „direkte“ Kosten von Kindern bezeichnet und den „indirekten“ bzw. „Opportunitätskosten“ gegenübergestellt. Der von Gruescu und Rürup verwendete Opportunitätskostenbegriff ist im Vergleich hierzu weiter angelegt und umfasst praktisch alle durch Kinder entstehenden wirtschaftlichen Nachteile. Je höher die Einkommen von (potentiellen) Eltern sind, desto höher sind die durch entgangenes Einkommen entstehenden Opportunitätskosten von Kindern. Auch die direkten Kosten von Kindern steigen tendenziell mit dem Einkommen, da wohlhabendere Eltern durchschnittlich höhere Beträge für den Konsum ihrer Kinder aufwenden¹⁸. Die „direkten“ Kosten werden stark durch den unvermeidlichen Grundbedarf von Kindern bestimmt, im Vergleich zu ihnen steigen die „indirekten“ Kosten von Kindern noch deutlich stärker mit dem Einkommen der Eltern. Aus der Opportunitätskostenproblematik heraus erklären sie die höhere Kinderlosigkeit akademisch ausgebildeter Frauen, die im Durchschnitt ein höheres Einkommen erzielen als geringer qualifizierte Frauen. In der Folge sind auch ihre Einkommensverluste bei einer Erwerbsunterbrechung größer und Kinder für sie damit besonders nachteilig. Sofern sie aufgrund der fehlenden Vereinbarkeit auf ihre Erwerbstätigkeit verzichten müssen, fällt ihre „Kosten-Nutzen-Kalkulation“ regelmäßig zulasten der Entscheidung für Kinder aus. Der Zwang zum Erwerbsverzicht bringe ferner auch „nichtmonetäre“ Opportunitätskosten mit sich: Besonders in qualifizierten Berufen litten diese Frauen unter Diskriminierung am Arbeitsplatz, da sie oft bei „wichtigen Projekten aufgrund der erwarteten kinderabhängigen Zeitpräferenzen“ weniger berücksichtigt würden¹⁹. Auch diese nicht-

17 Vgl. ebd., S. 3–4.

18 Zu den direkten Kosten von Kindern differenziert nach Familienform und Einkommensgruppen: Margot Münnich: Einkommensverhältnisse von Familienhaushalten und ihre Ausgaben für Kinder. Berechnungen auf der Grundlage der Ergebnisse der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 2003, S. 644–670, in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik 6/2006.

19 Sandra Gruescu/Bert Rürup: Nachhaltige Familienpolitik, a. a. O., S. 3–4.

monetären Opportunitätskosten des Kinderhabens wachsen tendenziell mit der Qualifikation von Frauen, die in den letzten Jahrzehnten bekanntlich stark gestiegen ist. Der Opportunitätskostenansatz rückt die Familiengründung, die Geburt des 1. Kindes ins Zentrum der Aufmerksamkeit, weil mit diesem Ereignis die Differenz, der Sprung der Opportunitätskosten am größten ist, wenn Beruf und Familie nicht mehr vereinbar sind. Das Opportunitätskostentheorem bietet sich daher an, um den Anstieg der Kinderlosigkeit besonders der höher qualifizierten Frauen und generell die rückläufige Geburtenneigung in Deutschland im Zeitvergleich zu erklären. Zugleich lässt sich mit dem Ansatz auch die niedrigere Kinderlosigkeit (akademisch) qualifizierter Frauen in Nordeuropa im Vergleich zu (West)Deutschland verstehen: Die durch bessere Betreuungsinfrastruktur ermöglichte Müttererwerbstätigkeit senkt in nordischen Ländern wie Dänemark oder Schweden die Opportunitätskosten von Kindern und erleichtert so gut ausgebildeten Frauen die Familiengründung.

Im Vergleich zur Kinderlosigkeit schwieriger zu erklären ist aus diesem Ansatz heraus der Rückgang zweiter und weiterer Geburten: Mit der Kinderzahl nimmt die Erwerbsbeteiligung von Frauen ab. Damit sinkt die relative Bedeutung der indirekten im Vergleich zu den direkten Kosten. Letztere steigen unabhängig von der Erwerbsbeteiligung (wenn auch degressiv) weiter an. Entscheidend für das „Fertilitätskalkül“ sind aus Sicht der Opportunitätskostentheorie von Rürup und Gruescu aber die Kosten des Erwerbsverzichts bzw. der Karriereunterbrechung, die in Westdeutschland bisher der Geburt des ersten Kind folgte. Demgegenüber fallen die Opportunitätskosten weiterer Kinder geringer aus. Der Rückgang von Mehrkinderfamilien im Zeitvergleich lässt sich aus diesem Denkansatz weniger plausibel herleiten als der Anstieg der Kinderlosigkeit. Noch weniger eignet er sich dazu, die großen Unterschiede im Querschnittsvergleich zwischen verschiedenen Industrieländern in der Häufigkeit dritter und weiterer Geburten zu erklären. Dies gilt insbesondere im Blick auf die USA: Familienexterne Kinderbetreuung ist hier zwar weit verbreitet, sie muss aber privat finanziert werden. Die „Opportunitätskosten“ von Kindern sind also hoch, womit sich der relativ große Anteil kinderloser Frauen erklären lässt²⁰. Die Geburtenrate ist aber – bedingt durch die Häufigkeit zweiter, dritter und weiterer Geburten ebenfalls hoch – was sich mit dem Opportunitätskostenansatz nicht plausibel erklären lässt. Auf die Geburtenentwicklung in Nordamerika und Ostasien gehen Rürup und Gruescu nicht ein. Ihre Analysen beschränken sich auf Europa und weisen zudem die oben beschriebenen Unstimmigkeiten auf. Der Akzent den Rürup/Gruescu auf die Kinderlosigkeit von (höher qualifizierten) Frauen legen, erscheint demnach als nicht

20 Zur Kinderlosigkeit in den USA: Hans Bertram et al.: Zeit, Infrastruktur und Geld, a. a. O., S. 7.

empirisch, sondern im theoretischen Design ihres Gutachtens zur „Nachhaltigen Familienpolitik“ begründet.

Aus ihrer Opportunitätskostentheorie leiteten Rürup und Gruescu weitreichende praktische Schlussfolgerungen für eine „nachhaltige“ Familienpolitik ab: „Um die Nachfrage nach Kindern und damit die Fertilitätsrate zu erhöhen, müssen die Opportunitätskosten von Kindern verringert werden. Der Leitgedanke einer nachhaltigen Familienpolitik besteht darin, den Einkommensverlust in der Familiengründungsphase abzumildern“. Zu diesem Zweck konzipierten sie das Elterngeld als Lohnersatzleistung für eine einjährige Baby-Pause: Orientiert an der Ersatzrate des Arbeitslosengeldes für Arbeitnehmer mit Kindern) sollte es erwerbstätigen Eltern das durch die (auf ein Jahr befristete) „Baby-Pause“ entgangene Einkommen ersetzen. Eine Verkürzung der gesetzlichen (unbezahlten) Elternzeit auf z. B. nur noch 24 Monate erschien Rürup/Gruescu 2005 (noch) nicht angebracht, „da die Kinderbetreuungsmöglichkeiten (zumindest in den alten Bundesländern) noch lange nicht ausreichend sind, um der Mutter einen Wiedereinstieg in den Beruf nach Vollendung des zweiten Lebensjahres zu ermöglichen“²¹. Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass die gesetzliche Elternzeit zu verkürzen ist, sobald ausreichende Kinderbetreuungsmöglichkeiten vorhanden sind. Ihre Konzeption zielt darauf ab „die Erwerbsunterbrechung der Eltern, insbesondere der Mütter, relativ kurz zu halten, um der Entwertung des Humankapitals und damit einer Dequalifizierung entgegenzuwirken“²². Ziel ist es, das Erwerbspersonenpotential auszuweiten, indem Mütter für den Arbeitsmarkt aktiviert werden. Die angestrebte höhere Frauen- bzw. Müttererwerbstätigkeit gilt dabei als mit einer höheren Geburtenrate gut vereinbar. Skandinavische Länder wie Island und Norwegen dienen dafür als „Best-Practice-Modell“²³.

Im Widerspruch zu Rürup und Gruescu betont Bertram, dass sich personale Entscheidungen junger Menschen für bzw. gegen Kinder nicht allein ökonomisch verstehen lassen. Er stellt die Reichweite des ökonomischen Opportunitätskostenansatzes zur Erklärung generativen Verhaltens in Frage: Die Entscheidung für Kinder sei nicht nur von ökonomischen Kalkülen, sondern auch von den „Zukunftserwartungen der jungen Erwachsenen abhängig“²⁴. Er bezweifelt, dass veränderte Opportunitätskostenstrukturen allein diese Zukunftserwartungen maßgeblich beeinflussen können. Aus seinen Analysen zur Bildungsabhängigkeit der Kinderlosigkeit in Deutschland und den USA zieht er den Schluss, dass

21 Sandra Gruescu/Bert Rürup: Nachhaltige Familienpolitik, a. a. O., S. 5.

22 Ebd., S. 5.

23 Bert Rürup/Sandra Gruescu: Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung, a. a. O., S. 11.

24 Hans Bertram et al.: Zeit, Infrastruktur und Geld, a. a. O., S. 7.

„möglicherweise nicht die Opportunitätskosten das zentrale Problem sind, sondern ein Grundwiderspruch zwischen der Entwicklung des individuellen Humankapitals [...] und der Ressourcen zur Entwicklung für dieses Humankapital: Je mehr in die individuelle Bildung investiert wird, umso unwahrscheinlicher ist die Entscheidung für Kinder, insbesondere für mehrere Kinder“²⁵.

Bertram sieht also einen Konflikt zwischen der Nachwuchssicherung durch Geburten und der Qualifikation junger Erwachsener, mithin zwischen der quantitativen und der qualitativen Entwicklung des Humankapitals. Der strukturelle Konflikt zwischen den Qualifikationserfordernissen des Ausbildungs- und Arbeitsmarktes und Familiengründungsprozessen zeigt sich nach Bertram zum einen an Ausbildungsdefiziten kinderreicher Eltern und zum anderen an der Kinderlosigkeit in Berufen mit hohen Anforderungen an Qualifikation und zeitlichem Engagement. Hans Bertram führt das, von ihm anhand des Mikrozensus belegte, relativ niedrige Bildungsniveau kinderreicher Eltern darauf zurück, dass diese sich einerseits relativ früh im Lebenslauf für Kindererziehung entscheiden und deshalb weniger in ihre eigene Bildung investieren würden. Schließlich habe eine Frau mit drei Kindern bei einem durchschnittlichen Geburtenabstand von etwa drei Jahren für einen Zeitraum von rund neun Jahren immer ein Kind im Alter unter drei Jahren zu betreuen. Dies bedeute notwendigerweise „einen erheblichen Arbeits- und Zeitaufwand, den diese Frau gemeinsam mit ihrem Partner in die Kinder investiert und der demgemäß nicht für weitere Qualifikationen und berufliche Aktivitäten zur Verfügung steht“²⁶. Unter diesen Bedingungen gehe die frühe Entscheidung für Kinder regelmäßig mit ungünstigen beruflichen Perspektiven für die Eltern und einer ökonomische Benachteiligung dieser Familien einher²⁷. Warum nimmt das Bildungsniveau aber ausgerechnet von 3. auf das 4. Kind und nicht etwa vom 2. auf das 3. Kind geradezu sprunghaft ab? Auch für Eltern mit drei Kindern gilt, wie Bertram selber feststellt, dass Sie sich relativ früh für Kinder entscheiden und über einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren kleine Kinder zu betreuen haben. Auf diese Frage geht Bertram nicht näher ein. Dabei stellt sich doch die Frage nach möglichen „intervenierenden“ Variablen, die womöglich sowohl die hohe Kinderzahl als auch das geringe formale Bildungsniveau der Vier-Kinder-Eltern erklären könnten. Zu denken ist dabei an den Migrationshintergrund: Einen solchen weisen nach Erkenntnissen aus dem Mikrozensus 2008 42 % der Mütter mit

25 Ebd.

26 Vgl. ebd., S. 36.

27 Vgl. ebd., S. 27. und S. 34.

Gesellschaft ohne Kinder

Woran die neue Familienpolitik scheitert

Fuchs, S.

2014, VIII, 403 S. 10 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-03389-7